

Akademie in Zeiten des Gebrülls

Zum Abschied Rüdiger Sachaus von der Evangelischen Akademie zu Berlin

Ellen Ueberschär, Vorstand der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

Impuls 1 bei dem Symposium

„Zukunft des Diskurses - Zukunft der Akademie“

13. Januar 2020

Französische Friedrichstadtkirche

Von der institutionalisierten Dauerreflexion zur Gesprächskultur inmitten von Gebrüll,
von der Akademie Erich Müller-Gangloffs und Elisabeth Adlers zur Akademie Rüdiger Sachaus.
Welch ein Weg!

Institutionalisierte Dauerreflexion – ein Ehrentitel, ein soziologischer Begriff, 1957 von Helmut Schelsky eingeführt, den jede Studienleiterin einer Evangelischen Akademie kennt, oder kennen sollte. Dauerreflexion in einer Institution hieß für Schelsky, dass die Zeit des Fürwahrhaltens feststehender Glaubenssätze – seien sie politischer oder religiöser Art – vorüber ist.

Glauben konstituiert sich fortan in einer andauernden Reflexion. Aber wo und wie sollten die Gemeinden so etwas organisieren? Die Antwort Schelskys erscheint aus heutiger Sicht banal, nach dem Ende des 3. Reiches war sie revolutionär. Eine Institution, eigens für die andauernde Reflexion gesellschaftlicher Prozesse zu sein – das war den neu eingerichteten Evangelischen Akademien als Gründungsauftrag eingeschrieben: Reflexion über die Frage, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte, wie sich das deutsch-jüdische Verhältnis nach dem Zivilisationsbruch des Holocaustes gestalten kann, wie aus einer Masse von Mitläufern der Diktatur nun Demokratinnen und Demokraten werden sollen, wie die Vertriebenen integriert werden können und ob man auf das verlorene Eigentum im Osten verzichten sollte oder nicht.

Was unter nachnationalsozialistischen Kommunikationsbedingungen als revolutionärer Fortschritt erschien – nämlich Meinungsbildung zu gesellschaftlichen Problemfeldern als öffentliche Veranstaltung zu inszenieren, ist heute Alltag einer vielfältigen Kultur, ja und auch eines vielfältigen Marktes geworden. Lange Jahre stand das Mittel dieser gesellschaftlichen Selbstreflexion nicht in Frage. Es war die Kultur des Gespräches, des Dialogs, aber auch des Streites. Die Evangelischen Akademien haben in der Geschichte der Bundesrepublik Wesentliches dazu beigetragen, dass sich eine demokratische Gesprächskultur etablieren konnte und in der DDR boten sie Räume des offenen und öffentlichen Austausches, wie sie außerhalb der Kirchen nirgendwo existierten.

Paul Nolte nannte das einen „Beitrag zu einer Art kognitiver und ethischer Meta-Reflexion, die der anderen (der säkularen) Seite nicht abverlangt wird“, und hat damit den Begriff der institutionalisierten Dauerreflexion gewissermaßen für die Gegenwart übersetzt.

Reflexion verlangt Räume, Ressourcen und Zeit. Die Akademien, aber auch der Kirchentag, sind die einzigen Neugründungen des Protestantismus nach 1945 und sie sind der ausgezeichnete Ort einer Debatte, die weder dem hemmungslosen Relativismus noch einem einfältigen Fundamentalismus anheimfällt, und die dem Zweifel als Navigator eigenen Denkens vernünftigen Raum zugesteht. Die Moderne mit ihrer pluralisierenden, deinstitutionalisierenden und relativierenden Wirkung braucht sie mehr denn je, die Zivilgesellschaft braucht sie, die Kirchenleitungen brauchen sie und der missionarische Hauskreis im protestantischen Wohnzimmer braucht sie auch.

Es ist nicht alles publikumswirksam, was an Akademien geschieht, weil die Wirkgesetze der Mediengesellschaft extreme Positionierungen bevorzugen, aber es ist vernünftig für eine zukunftsfähige Kirche in einer Gesellschaft mündiger Bürgerinnen und Bürger.

Der Protestantismus kann sich rühmen, nach 1945 diese Orte der Reflexion dauerhaft und vorbildhaft für viele weitere Akademien, thinktanks und Denkstuben jeder Art etabliert zu haben. Das hing zu Zeiten von Helmut Schelsky, hängt aber auch heute eng mit dem Selbstanspruch des Protestantismus zusammen: mit der Wirklichkeit des Glaubens in der Alltäglichkeit. Ethische Dilemmata, die der Metareflexion bedürfen, moralische Ansprüche, die ihrer Realisierbarkeit standhalten müssen, die verwaschenen Signaturen des Religiösen inmitten der säkularisierten Moderne – Fragen wie diese werden heute in den Intensivstationen von Krankenhäusern, in den Vorstandsetagen von Energieunternehmen und in den überdehnten Kommunikationsräumen der unsozialen Medien provoziert.

Überall dort ist Reflexion über das menschliche Maß und das Wohl der Gemeinschaft nötig. Nicht nur hin und wieder mal, sondern dauernd. Nicht, in dem die Akademien in einem geschlossenen Sprachspiel eine Besinnung auf die Erlösung des Menschen durch die Heilstaten Jesu Christi fordern, sondern in dem sie sich in die moralischen, sozialen, ethischen Grenzfragen dieser Gesellschaft hineinbegeben, machen sie Kirche zu einem glaubwürdigen Partner in der Bürgergesellschaft und schaffen ein Vertrauenskapital für die individuelle Meinungsbildung zu gesellschaftlichen Streitfragen.

Das geschieht manchmal ganz einfach in Nebensätzen: Ich erinnere mich an eine Akademie-Tagung von Juristinnen und Medizinerinnen zu Fragen zur Sterbehilfe. Fast jeder Referent flocht den Satz ein: Wir sind ja hier an einer evangelischen Akademie, da kann ich das wohl sagen... Oder: Obwohl wir hier an einer evangelischen Akademie sind, muss ich sagen, dass... In diesen Nebensätzen werden ethische Maßstäbe reflektiert – welche Position ist mit dem Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens vereinbar, wenn es um Fachfragen der Intensiv- oder der Palliativmedizin geht? Hier wurde auf der Grenze zwischen Glauben und medizinischer Praxis nachgedacht. Hier setzten sich Menschen einer Reflexion jenseits der juristischen und wissenschaftlichen Logiken ihrer je eigenen Fachgebiete aus. Hier wurde die Noltesche „Meta-Reflexion“ geleistet, auf die eine Gesellschaft nicht verzichten kann.

„Leben heißt angeredet werden“, notierte Martin Buber 1954, etwa um dieselbe Zeit, zu der die institutionalisierte Dauerreflexion in die Welt kam. Leben im vollen Sinne, politisches, religiöses, soziales Miteinander lebt vom Gespräch, davon, dass konkrete Menschen einander ansprechen, sich in Frage stellen und in Anspruch nehmen lassen, dass sie Widerspruch erfahren, aber auch Zuspruch. Ihr kreatives und kritisches Potenzial kann eine Gesellschaft nur entfalten, wenn dieses Gespräch unter Individuen möglich und fruchtbar ist.

Aber alle Analysen, Beobachtungen und Erfahrungen weisen darauf hin, dass genau dieses Gespräch im Moment gestört ist. Am Stammtisch wurde auch früher schon gepöbelt. Aber die Anonymität, die Leichtigkeit der Bedienung und die weitgehende Folgenlosigkeit unflätiger Verbalabsonderungen im Internet lässt die Aggression mühelos anschwellen. Kommunikation über 240 twitter-Zeichen hinaus, Gespräche, in denen unterschiedliche Meinungen ausgetauscht, Konsens und Dissens festgehalten werden kann, sind rar. Das gesellschaftliche Klima ist rau, es weht ein eisiger, richtungsloser Wind, der einer sehr rasch selbst ins Gesicht blasen kann.

Statt auf die Schönheit und Überzeugungskraft von Argumenten zu vertrauen, herrscht eine Gnadenlosigkeit, die es mit der mittelalterlichen Inquisition aufnehmen kann, In den unsozialen

Medien werden Menschen regelrecht hingerichtet – Der Ratsvorsitzende der EKD wird mit Morddrohungen bedacht, die neue österreichische Justizministerin mit einem Hass-Sturm, der allein darin begründet liegt, dass sie in Bosnien geboren ist. Die Beispiele sind Legion.

Die Institutionen der Dauerreflexion scheinen diesem Ansturm nicht gewachsen. Das Gespräch, das heute geführt wird und morgen noch Gültigkeit hat, ist einem gesellschaftlichen Grabenkampf gewichen, der den Eindruck erweckt, es gäbe nicht einmal einen Minimalkonsens – bis die Rufer des Verfassungspatriotismus auftreten und Dinge im juristischen Bereich klären wollen, die sich dort gar nicht befinden, sondern eher zu den Voraussetzungen gehören, von denen eine Verfassung lebt.

Nötig wäre eben jene ethische Metareflexion, die sich jedoch nicht über Gebrüll, durch Morddrohungen, und provokante tweets einstellt, sondern über das schlichte Gespräch. Zwei Stühle, ein Tisch, etwas Zeit oder eben ein Akademie-Setting auf Schwanenwerder.

Warum entsteht dieses Gespräch nicht und wenn es entsteht, birgt es Zündstoff für immer neue Polarisierung und hochlaufende Emotionalisierung? Nehmen wir nur das Gespräch Grünbein-Tellkamp im März 2018: beide Dresdener, beide erfolgreiche Schriftsteller. Bis heute markiert es die Linien der Lager, entlang derer sich die Debatte im Wesentlichen bewegt. Während Tellkamp eine Einschränkung der Meinungsfreiheit, und zwar seiner eigenen, beklagt, den Medien unterschiedliche Maßstäbe bei der Bewertung von Äußerungen vorwirft – Stichwort Lügenpresse – votiert Grünbein, der den liberalen mainstream repräsentiert, für verbale Abrüstung, um dann aber in anschließenden Interviews festzustellen, dass von Tellkamp dasselbe wie von Pegida zu hören war, was sicherlich richtig, aber jedenfalls kein Beitrag zur verbalen Abrüstung war, wenn man den wegen Volksverhetzung verurteilten Pegida-Gründer Bachmann vor Augen hat.

Während die Sozialwissenschaften gesellschaftsanalytisch immer weiter abrücken vom links-rechts-Schema und dessen Erklärkraft für politische Lagerbildung, wird genau diese Polarisierung in der vergifteten öffentlichen Debatte genüsslich gefeiert oder sagen wir – sie ist eine der Hauptfeuerstellen für diskursives Gebrüll. Seit die sich stetig radikalisierte AfD – als Sammelbecken rechtsradikaler Strömungen und über die Demokratie moppernder und meckernder Bevölkerungsteile mit autoritärer Persönlichkeitsstruktur auf dem Plan ist, scheint für alle anderen sonnenklar, wo der Feind steht: Rechts. Und zwar rechts vom Mainstream. Dieser jedoch, so die Analyse von Bernhard Schlink, sei dramatisch verengt und produziere auf diese Weise gewissermaßen das rechte Gebrüll selbst.

Man muss nicht zu diesem Schluss kommen – und das tue ich auch nicht –, zu dem Schlink kommt, dass nämlich der Mainstream moralisch rigider geworden sei, aber seine Analyse des Raumes, in dem Meinungen akzeptiert sind, ist zunächst bedenkenswert: „In der Bundesrepublik Deutschland wurde die Grenze von früh an in Reaktion auf die nationalsozialistische Vergangenheit gezogen; nationalsozialistische Positionen haben im Mainstream keinen Ort, wie nationalsozialistische Parteien und Vereine durch das Grundgesetz aus dem politischen Leben verbannt sind.“

Schlink weiter: Das politische und gesellschaftliche Versagen einer ganzen Nation im NS war eine moralische Katastrophe sondergleichen, weswegen alles, was als Lehre aus diesem Versagen gezogen wurde, von hoher moralischer Qualität war und nicht einfach als politische Option und zeitgemäße Reaktion verstanden werden konnte – die Begeisterung für Europa statt eines expansiven Nationalismus, die Multikulturalität statt der Deutschtümelei, das Willkommen für die

Flüchtlinge 2015 anstatt der Fremdenfeindlichkeit. Alles, was sich als Antwort auf das Versagen des NS beziehen lässt, ist moralisch konnotiert.

Nun aber schlussfolgert Schlink: „... je länger die nationalsozialistische Vergangenheit zurückliegt, desto weniger ausgemacht ist die moralische Qualität des Mainstreams da, wo er nicht nationalsozialistische Positionen ausschließt, sondern die europäischen, kulturellen, bevölkerungs- und migrationspolitischen Vorstellungen .. spiegelt, die sich die Nachkriegsgenerationen in Abkehr von der nationalsozialistischen Vergangenheit gemacht haben.“

Nach seiner Auffassung hat also der Mainstream Überzeugungen moralisch aufgeladen, die sich im demokratischen Diskurs, unter anderem durch die Teilhabe auch ganz neuer Bevölkerungsgruppen gebildet haben, Zugewanderter zum Beispiel. Die Grenzen des Sagbaren haben sich verengt, so lässt sich Schlinks Argumentation zusammenfassen. Der Rückbezug auf die Katastrophe des Nationalsozialismus verblasst, was die moralische Überzeugungskraft des von ihm sogenannten Mainstreams schmälert. Daher muss sich, so die Argumentation, die von Schlink und einigen Rechtsliberalen vorgebracht wird, niemand wundern, wenn sich lautstark Meinungen zu Wort melden, die die Grenzen des Sagbaren wieder zu ihren Gunsten erweitern wollen.

Mit dieser Schlinkschen Argumentation könnte man die Morddrohung gegen den EKD-Ratsvorsitzenden, den wir einmal als Vertreter des „Mainstream“ definieren, leicht erklären: Da er eine politisch umstrittene Aktion, nämlich die Seenotrettung, moralisch aufgeladen hat, muss er sich über die Reaktionen nicht wundern. Sicher wäre das eine leicht böartige Interpretation der Schlinkschen Analyse, warum das Gespräch nicht mehr gelingt. Aber die Frage ist schon, ob er – und andere – es sich nicht zu bequem damit machen, die Wurzelwerke des neu-autoritären, antidemokratischen Denkens schuldfrei zu sprechen, die von den Putinschen Trollfabriken verstärkt, über die Infrastruktur der Tech-Giganten vervielfältigt, bis in die ländlichen Gegenden aller europäischen Länder hinein reichen. Dass die Grenzen des Sagbaren, wenn es um Rassismus, Antisemitismus, Nationalismus und den Respekt vor dem Anderen geht, enger gezogen sind, ist erst einmal als demokratische Reife der Gesellschaft zu werten.

Wenn den Ressentiments gegen Minderheiten, Andersgläubige, Frauen, Homosexuelle und Journalistinnen das Maul verboten wird, diesen Ressentiments, die das 19. und frühe 20. Jahrhundert so übel durchzogen haben, dann ist das kein Verbot, sondern eine Diskursregel, die alle Teilnehmenden respektiert. Wenn diese Regel gebrochen wird, so belastet dies nicht das Konto eines vorgeblich moralisch verengten Mainstreams, sondern dann handelt es sich um eben jene Krise des Gespräches unter Demokratinnen und Demokraten, das innerhalb der pluralen Gesellschaft nur gelingen kann, wenn Respekt und Anstand noch eine Bedeutung beigemessen wird.

Mehr noch, dann stellt sich die Frage, ob es sich überhaupt noch um ein Gespräch unter Demokratinnen und Demokraten handelt, oder ob nicht ein Teil der Gesprächsteilnehmenden den Boden der Demokratie längst verlassen hat. Dass dieses Verlassen des demokratischen Diskursraumes einmal auffallen würde, hat offenbar sogar Herr Meuthen kapiert, wenn er vorgestern die Seinen „zu einem neuen Stil ohne Gebrüll und krasse Rhetorik“ auffordert. (n-tv 11.1.2020)

Mit Beschwichtigung wird die Rückkehr zu einer Gesprächskultur jenseits des Gebrülls nicht gelingen. Eher ist eine Streitkultur auf die Agenda, die vielen, die von der Gesprächskultur und dem konsensorientierten Dialog herkommen, schwerfällt. Die Streitkultur muss klaren Regeln folgen und die Einrichtung solcher Formate in verschiedenen Print und Funkmedien weist darauf hin, dass „der mainstream“ diesen Weg schon eingeschlagen hat.

Ganz sicher, davon bin auch ich überzeugt, steht dieses Land weder vor einer Neuauflage des Dritten Reiches, noch vor der Herrschaftsübernahme autoritärer Kräfte. Ganz sicher besteht diese Gesellschaft auch nicht zur Hälfte aus Rassisten und Nationalsozialisten und ganz sicher ist 2020 nicht mit 1920 vergleichbar.

Aber gelassen werden wir nur bleiben, wenn wir mit Rechten streiten, also mit Menschen, die Meinungen vertreten, die vor 75 Jahren vielleicht noch mainstream waren, es aber heute eben nicht mehr sind.

Allerdings – es gibt zwei wichtige Voraussetzungen, an deren Herstellung vor allem Evangelische Akademien mitwirken können.

Es braucht Räume für öffentliche, sachliche Debatten, die nicht in den werbe- und likes-finanzierten Privatmedien des Internets geführt werden können und den um ihr wirtschaftliches Überleben kämpfenden Printmedien nicht allein aufgebürdet werden dürfen. Evangelische Akademien sind ein öffentlicher Raum, in dem eben jene ethische Metareflexion gelingen kann, die nicht den emotional aufgeladenen Metadiskurs führt, sondern den Diskurs über die Sache: Die Morddrohung an den Ratspräsidenten ist schlimm, aber nicht das Thema. Das Thema ist: Wie wird das Sterben im Mittelmeer wirksam verhindert? Nicht die Endlosschleifen der hin- und herwogenden Vorwürfe von hypermoralisch oder unmoralisch zu bedienen, sondern die Sache, um die es geht, anzuschauen, darum geht es: Migration in einer Welt globaler Mobilität. Wachstum in einer Welt endlicher Ressourcen und dergleichen mehr. Ev. Akademien können die anstrengende Vielfalt in der Gesellschaft stellvertretend mit aushalten und einen Raum schaffen, in dem alle sprechen, die zum Dialog fähig und bereit sind, und das können sie stellvertretend und vorangehend für die verunsicherte, in digitaler Kakophonie erstickende Gesellschaft tun.

Und die zweite Voraussetzung besteht darin, die Sensibilität für Sprache zu erhalten und zu schärfen. Nicht nur ich habe in den letzten Monaten Victor Klemperers glänzende Analyse des Sprachgebrauchs der Dritten Reiches „LTI“ zur Hand genommen:

„Aber Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl. sie steuert mein ganzes seelisches Wesen. ..

Das Dritte Reich hat die wenigsten seiner Worte selbstschöpferisch geprägt, wahrscheinlich sogar, überhaupt keines. Die nazistische Sprache übernimmt das Meiste. Aber sie ändert Wortwerte und Worthäufigkeiten, sie beschlagnahmt für die Partei, was früher Allgemeingut war und in alledem durchtränkt sie Worte und Wortgruppen und Satzformen mit ihrem Gift. Sie macht die Sprache ihrem fürchterlichen System dienstbar.

Man sollte viele Worte des nazistischen Sprachgebrauchs für lange Zeit, und einige für immer, ins Massengrab legen.“

Die Spuren der Sprachgifte aus beiden Diktaturen – sie sind noch vorhanden, Wörter, die sich aus dem Massengrab erheben, Denken und Reden in unserer Gesellschaft so vergiften, dass Lüge zu Wahrheit und Wahrheit zu Lüge wird.

Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein Sprachgebrauch aufersteht, der ins Massengrab gehört. Die Sensibilität dieser Gesellschaft zu schärfen für die Sprache, gewissermaßen den Raum zu entgiften, das ist eine veritable Aufgabe für die ethische Metareflexion, die vielleicht nicht ganz so institutionalisiert daher kommen muss, sondern auch, zum Beispiel digitale Wege gehen kann.

Veröffentlicht auf der Homepage der Evangelischen Akademie zu Berlin www.eaberlin.de

Alle Rechte beim Autor / bei der Autorin oder bei der Ev. Akademie zu Berlin



Für eine Akademie des offenen Raumes und der Sprachsensibilität stand – und steht – Rüdiger Sachau, mit seinem wachen Blick für das Akute und das Strukturelle in der Debatte, für das Nachzeichnen der Signaturen des Christlichen mitten im säkularen Berlin.

Deshalb schließe ich mit einem großen Dankeschön für 14 Jahre Evangelische Akademie zu Berlin, lieber Rüdiger Sachau!

Quellen

Bernhard Schlink, <https://www.faz.net/-gpg-9pm3e/> Umgang mit Rechten und AfD/ Der Preis der Enge Aktualisiert: 31.07.2019, 17:32 Uhr.

Martin Buber, Die Schriften über das dialogische Prinzip. Ich und Du. Heidelberg 1954.

Victor Klemperer, LTI, Leipzig 1947.